

Die Maistube

Wöchentliche Unterhaltungsbeilage zu den „Nachrichten“

Nr. 30.

Wokrowsk, 4. Oktober 1925.

Erscheint
jeden Sonntag

Hunger!

Hunger brüllt durch die Straßen,
Ueber die Plätze und durch die Gassen!
Nervengerreisendes Jammergeschrei:
Hunger! H-u-n-g-e-r-!
Hungerlied,
Garstig Lied!
Glücklich die Menschen, die es nie gesungen.
Hunger! Hunger!

Vollgekreiß'ne Bourgeoisie

Hungert nie!

Aber Proleten,

Geschunden, getreten,

Verlacht und verhöhnt,

Sind das Hungern gewöhnt. . .

Hunger brüllt durch die Straßen,

Ueber die Plätze und durch die Gassen!

Hört ihr des Hungers Willionschrei?

Hunger! H-u-n-g-e-r-!

Hungerlied,

Garstig Lied!

Mann schießt dahin, und Frau u. d. Kind

Dem Hunger, dem grausen, verfallen sind!

Hunger! Hunger!

Ihr^{er} schwelgt aus dem vollen!

Wir aber sollen

Im Elend verrecken

An Straßenecken!

Rehmt euch in acht,

Wenn ihr die Rache des Hungers entfacht!

Hunger brüllt durch die Straßen,

Ueber die Plätze und durch die Gassen!

Warnend erhebt sich die drohende Faust!

Hunger! H-u-n-g-e-r-!

Hungerlied,

Garstig Lied!

Hüte dich, Junker, dein Hungerzoll

Macht das Maß unsrer Leiden voll!

Hunger! Hunger!

Hungermillionen,

Die heut noch fronen,

Sprengen die Ketten,

Sich zu retten!

Und sitzen dereinst über dich zu Gericht!

Juntergesindel, vergiß das nicht!

Bebe

(„Note Fahne“, Berlin).

Remoiren.

Der Redaktion der „Nachrichten“ sind die Remoiren (spr. Memoaren- Aufzeichnung denkwürdiger Lebensereignisse) eines Soldaten zugegangen, der in der alten Dorfschule gelernt hat und bei den Verehrern der guten alten Zeit wegen seines großen Kenntnisses und seinem Mutterwitz in großem Ansehen steht. Da die „Maistube“ schon so ungeheuer viel zur Erweiterung ihrer Leserschaft gebracht hat, und man des Lachens doch auch einmal müde wird, so gestatten wir uns, dem Leser endlich etwas Abgründigern, Tränenquelnenkrabendes und vor allem etwas Wolkenträger-hochpoetisches aus diesen Aufzeichnungen zu bringen. Es wird wohl dem beschreibenden und dabei so denkwürdigen Denkwürdigkeitschreiber kaum nach Wunsch sein, wenn wir hier seinen und seiner Helden wahre Namen nennen. So wählen wir denn andere, jedoch ihnen allen zu Ehren, besipontische Namen. Den Autor taufen wir gleich im Anfang Diktatorius Buttergeist. Seine Aufzeichnungen beginnen mit denen allen Beziehungen strammen Reimen:

Mein Lebenslauf

Buttergeist

von meiner geburt bis zu meinen
Konfirmation Tag, als ich geboren

war und getauft, da seigte mich meine Mutter und lernte mich essen und trinken, sitzen und stähen, laufen und spielen und hüpfen, lalen und Reden bette und singen.

Aus diesem sinnreichen Gedicht geht deutlich hervor, daß Buttergeist etwas spät geboren und getauft wurde, nämlich an seinem Konfirmationstage. Das macht aber der Rake keinen krummen Buckel, denn die Mutter gab sich die größte Mühe, dem so sehr zurückgebliebenen alles getreulich vorzulaufen, vorzuhüpfen und vorzulallen, was ein Fünfzehnjähriger für ein Lebensalter nötig hat. Die Hauptsache aber ist, daß sie ihn die große Kunst des Essens und Trinkens lehrte. Er leistete darin als Fünfzehnjähriger auch sofort großartiges; denn das ist gerade das Alter, das den Schwarzbeerenkuchen, der Wurst, der Zuckerdose und hunderterlei andern Fressalien so gefährlich sein kann. Schade nur, daß er sich mit solchen Künsten ausgerüstet, dem geistlichen Stande nicht gewidmet hat.

Weiter fährt der Autor in Prosa fort:

„Den schiltten mich meine Eltern in die Hauschule da lernte ich bustabieren bei die weise Zummern, den im Jahre 1905 ist gestorben meine leibliche Schwester“.

Welch rührendes Drama! Die Kenntnisse, die sich der Junge, des Essens und Trinkens kundige Buttergeist bei der weisen Zummern angeeignet hatte, kosteten seiner leiblichen Schwester das Leben. Die Pastoren waren nicht umsonst die Gläubigen vor der Weisheit der Welt.

„... Und im Herbst im Jahre 1915 habe ich und Peter Schmant Kartäsche bei uns zuhau e 7 Bud-Terkischer Weize und 1 Sack voll gerste aus dem Ambar gestoble . . .“
 „Denn ich war von Teifel geblagt mit Karte spile . . .“ Und im Jahre 1909 hat der Bruder Jakob geheiratet die Anna von R. den krulige Baumeier eine geborene Blaublümigland von S. dabei lernte ich auch Biblische geschigte, kleinen Kathetis

mus und spriche und Geistliche Vieder.

Der Schaz von „Biblischen geschigten“ „sprichen“ und „Geistliten Liedern“, den Buttergeist bei der Heirat seines Bruders gesammelt hatte, zeitigte also ganz genießbare Früchte.

„Den sind wir auf das schwarze Meer gestigen. . .“ „den bin ich wider zurik gefahren über des schwarze Meer bis nach Tiflis in das Krankenhaus .“

Auf einer Stelle seiner Aufzeichnungen erklärt Buttergeist, was eigentlich Geographie ist, also: „География oder eigenschafte der Welt oder Kräatur oder Naturjellēmānten“. Dieses Wissen hat ihm die Landamtschule mit Fleiß beigebracht. Wenn man auf das Schwarze Meer „steigen“ und auf ihm direkt nach Tiflis ins Krankenhaus fahren kann, so ist das eigentlich sehr bequem, ja großartig. Und diese Erungenschafte auf dem Gebiete der „eigenschafte der Welt oder Kräatur oder Naturjellēmānten“, haben wir einzig und allein unserm lieben Buttergeist zu verdanken.

E. R.—d.

Der Tod des Priesters.

(Erinnerungen aus den Heldentagen des deutschen Imperialismus.)

c. In kaum zwanzig Minuten hatte eine ausgezeichnete präzise und energische Artilleriebeschießung mit Brisanz- und Gasgranaten die bolschewistische Front bei **Waluzen** zerrissen, und ohne weiteren Widerstand zu finden, marschierten die weißen Truppen nach Osten, auf Riga zu.

Ich war übermüdet und in der Nähe von Anting setzte ich mich schließlich auf die Haubize am Ende der Batterie.

Aber ich konnte nicht schlafen.

Das grelle Sonnenlicht flammte rot durch die Lider. Heiß war alles, das derbstoßende Eisen des Siges und die Luft und die dicken Staubwolken

Halb vergessene Erinnerungen quälten

wie Verwesung in meinem Hirn. Manchmal waren auch ferne Gewehrschüsse oder der überdrüssige Fluch eines Kanoniers. Die mußten neben dem Geschütz hergehen.

Dann klang eine Melodie, — eine Melodie wie trunken vor Glück.

Immer deutlicher

— — — und da küßten sich beide in der schönen Sommerzeit, wenn am Walde die Heckenrosen blühen —

Anfangs dachte ich zu träumen, doch ich irrte mich. Wie ich aufschah ritt 30—40 Schritt hinter der Batterie ein deutscher Leutnant an der Spitze einer Kavallerieabteilung — er blies auf einer kleinen Trompete

So fremd war diese Stimmung hier, so zart so — wie Mensch.

Halt wurde gemacht, es gab Wasser.

Nach einer Weile brachte man einen Gefangenen, aus dem Gestrüpp neben der Straße geschleppt.

Der Leutnant mit der kleinen Trompete ritt auf ihn zu.

„Wie alt bist du?“

„Sechzehn Jahre. . .“ antwortete gleichgültig der Gefangene.

„Du hast dich freiwillig gemeldet? Du Hundeblut!“ schrie der Leutnant kalt und schneidend im mangelhaften Russisch.

„Ja, freiwillig“ antwortete gleichgültig der Gefangene und der Stiefel des Leutnants zertrat ihm die Nase.

„So, und warum hast du dich freiwillig gemeldet?“

„Ich bin Kommunist!“

„Was bist du?“ und wieder zuckte dem Gefangenen der Stiefel ins Gesicht. Der spuckte ein paar Blutspitzen und antwortete gleichgültig.

„Kommunist.“

„Was bist du, du Aas?“ und der Stiefel brach ihm die oberen Schneidezähne heraus. Eine Blutwelle quoll über sich in Rinn, er wischte sich mit dem Ärmel über das Gesicht und antwortete gleichgültig:

„Kommunist.“

„Hast du es dir noch nicht anders überlegt?“

„Na warte, du Scheißhauken! Wenn du nicht mehr Kommunist bist, dann sagst du's.“

Und nun klatschte des deutschen Leutnants Reitpeitsche über den Kopf des Gefangenen.

Zehnmal — zwanzigmal — nimmer noch. Ein formloser blutiger Klumpen war der Kopf.

Und immer weiter. Bis der Kommunist umfiel.

Der Leutnant schoß ein paarmal auf ihn, ein Schuß trieb aus dem Blutloß die eine Gehirnhälfte; wie eine runzelige Kröte aus Elfenbein blieb sie daneben sitzen, als wollte sie dort Wache halten. Als dann die fünf Reiter, die den Bolschewiken gefangen und beim Berhör festgehalten hatten, über ihn herfielen um Rubel in den Taschen zu finden, da wurde sie freilich ganz breitgetreten.

Unterdessen waren auch die Pferde alle getränkt worden und es ging weiter, aufwärts.

Später, die Türme von Riga waren schon in Sicht, sagte neben mir eine Stimme aus Resignation und nicht abklingendem Ekel:

„Warum kämpfen wir eigentlich?“

„Wozu ist diesen sinnlose Sieges?“

Eine **Idee, die solche Priester hat — und solche Feinde — der ist doch die Zukunft!** —

Eine Freierei.

Lustspiel in einem Aufzuge von R. Göbel.
(Fortsetzung.)

6. Auftritt.

Anna-Marie: (allein) Das sein ewer junge Mädchen! . . . Des muß ich gleich dr alt Schwester Bette erzähle, was ich do heut Dwend gehört hun. Die waag des gwiß noch net, sunst hätt s, mirsch beim Rühhole erzählt. No Neugleite! Om, s Brems Wilhelm dnewer stappt. . . Was doch Sache in dr Welt vörgit! (Steht auf um zu gehen, da sieht sie jemand kommen). Wer maant do kām r?

Do will ich mich aach wieder setze un
seh, was das heut Owend gibt.

7. Auftritt

Wilhelm: (von links, heiter) Gutn
Owend, Annariewe! Ehr sibt jo motter-
seeligelaa! (für sich) Söllt dann die Alt
net wisse, wu die Mariemagret stiekt.
(laut) Su sibt ehr wohl schon d ganze
Owend?

Anna·Marie: Du list am gor
fa Zeit zum Schendank soje. . . Ni die
Mariemagretche is allweil nenn gange.
(für sich) Ich will n mol bische uf die
Prob stelle, wos r mächt. (laut) Du bist
mr ewor aach an Kerl, daß d immer noch
neue romm läßt!

Wilhelm: Wie, neue romm läßt?
Wu soll ich dann laafe?

Anna·Marie: No glaab nor net,
daß ich nig wißt—ich waach alles, vor
mer brauchst d dich net vrstelle.

Wilhelm: Ich vrstell mich net.
(beiseite) Was werd dann die Alt wieder
uf m Tabet hun? (laut) Wann ehr wos
wißt—sagt s doch!

Anna·Marie: Wann d s net
waacht, werseht d s schon weiß wern,
wann s dr Schulmaster in dr Kerch
vrstellt.

Wilhelm: (lebhaft) Setze-Leber, ehr
macht mich neuschering!

Anna·Marie: Wer maant, du
wißt werklisch nig?

Wilhelm: S waach ich ach net,
wos do in dr Kerch vrstellt wern soll!

Anna·Marie: s Ufruse maan
ich, wann die Mariemagret mit

Wilhelm: (einsallend) Ha—ha—ha!
Su maant ehr. Ewor des is jo noch gor
net su weit. (für sich) Wann dr Philipps
Jorg dhaam war gwest, wärsch vleicht
jehst fertig; ich hun als glurt, ewor er
fom net bei

Anna·Marie: Die Mariemagret
sahs mr ewor selwer, daß s schon fertig
war, un ehre Baba hett nig dgege ghat.

Wilhelm: No, Annariewe, den
hun ich jo noch gor net gfrägt, un mei
Freiersmann aach net.

Anna·Marie: (triumphierend) Des
hot d Willersch Ranzod mit sein Freiersch-
mann bsorgt

Wilhelm: Wos?!

Anna·Marie: D Ranzod un die
Mariemagret wern bis Samstag vrlobt.
Derntwege saht ich jo aach, du wärscht
sa Kerl, weil d immer noch ums Haus
rom läßt.

Wilhelm: Schodmillion·Dunner-
wetter! Wart!

Anna·Marie: Do brauch mr zu
fluche, als wanns weiter laa Mädcher
mehr gäh uf dr Welt!

Wilhelm: (entschlossen) Do hätt r
recht, Annariewe! Dr Sunntog gieht r
in die Kerch, do wern ich aach usarufe.

Anna·Marie: (erstaunt) Mit wem?

Wilhelm: Kanerla wers is: ich
such bis ich a krie, un sang gleich o n
(eilt rechts ab).

8. Auftritt.

Anna·Marie: (ihm eine Weile
nachsehend) Des hatt sich glohnt, daß ich
do her wor gonge: su viel Keuigkeit
hun ich schon lang an aam Owend net
erfohn. Ewor wu werd dann dr Wil-
helm a uf m Korn hun, daß der su
bstimmt bis Sunntag usgrufe were will? .
Wie wohl, des sein reiche Deut, un vom
Wilhelm war s dr erste Spaf net, wu r
in die Welt mächt.

(Marie·Margr. gukt aus der Pforte,
sieht die Alte un geht wieder zurüd.)

. . . Un mit ham Geld kimmt r aach
immer haal dorch. Wer hätt dann gglabt
domols, wie r am Kreisamt die Finster
engschloge hat, daß nr su leicht dorch-
kimmt; ewor do hot aach sei Gelsack die
größt Not glitte. . .

9. Auftritt.

Ranzod: (kommt unbemerkt von
links) Gutn Owend!

Anna·Marie: (erschreckt) Du!
Hast du mich vrschreckt, Jung!

Ranzod: In wos wort dann ehr
vrtieft, daß ehr mich net gmerkt hätt, wie
ich lom?

Anna-Marie: Ach ja, ich dochte eue noch, wies geht uf dr Welt. Do denkt un plant mr — un bis s ront romm fertig is, werds ganz annerischt.

Konrad: (für sich) Söllt die Annlisbet net bei die Mariemagret gonge sei, müßt mol froge. (laut) Is die Mariemagret drhaam, oder wist ehrsch net?

Anna-Marie: Die is drhaam, die werd in ehrem Bachhaus sei. Sih nor nenn, do is saans weiter drenn!

Konrad: (schüchtern) Is die Annlisbet net bei re?

Anna-Marie: (für sich) Aha, s g wisse is net saumr. (laut) Na, gih nor gtrauf nenn!

Konrad: No, ich gihn aach mol nenn. (geht.)

10. Auftritt.

Anna-Marie: Ewvr wann den dr Wilhelm gseh hätt, do wärs heut Dwend net su glot obgonge: an löchrige Kopp hätt's gewe. Ewvr jezt hun ich gnung gseh, legt mach ich mich aus m Staab. (Erhebt sich langsam und will gehen, da kommt von links Anna-Elisabeth).

(Schluß folgt.)

Wies Bärbelche abgerechnet wurde.

(Schluß.)

Das Bärbelchen war gerade beim Breistampfen, als sie sich plötzlich von festen Armen umschlungen fühlte. „Jakob, laß mich doch los um Gottes Willen“, bat das erschrockene Mädchen „siehst wohl net, daß der Drei net fertig ist, und die Kirch schon läutet, gleich kommt die Wäs — laß mich los, sag ich Dir!“ Doch Jakob lachte nur und gab der ganz Verzagten einen thätigen Schmatz. In demselben Augenblick zog er sich verlegen zur Seite, denn die Mutter stand zorn erfüllt in der Türe.

„Was“, — schrie sie das Bärbel an — „am hellischen Tag verführst Du meinen

Jakob! S ist jezt grad genug — is net genuna daß sie die Nacht rummacht — den Jakob kriegste doch net Jezt hortig mal Dei Sach zusammengerolft und naus, wo Du hergekommen bist. Ich han schon lang genug Geduld mit Dir gehabt, aber von euch Bettelgefindel lann nix gutes komme.“ Also daß du dich heit noch fortmachst, will ich Dir gesagt han — ich hätt bald gefluht — Gott soll mer mei Sind verzeihn!“

Bergeleich flehte das Bärbel: „oh Wäs, Wäs, wo soll ich hin, so habt doch Erbarmen. ich bin ja wahrhaftig und Gott nicht schuld. ihr seid ja doch e Schwester und leht uns nicht die Bärbel.“ — „Schweig“, donnerte sie die Schwester an, du brauchst mich net zu lehre! Nachs Essen jezt fertig und bis ich aus der Versammlung da bin muß das Hrus rein sein!“

Ach, dieses-mal war wohl der Drei gewürzt von den salzigen Tränen der Bärbel. Wo sollte sie hin, was sollte aus ihr werden!? Hier im Dorfe konnte sie nicht bleiben, dafür würde schon die Schwester sorgen, die ihre Gründe hatte, sie aus dem Dorfe fortzuschaffen, — und das ihr dies gelingen würde war zweifellos.

Das Mittagessen wurde schweigend verzehrt. Die Wäs, innerlich froh, daß sie das Mädchen, das zu viel wußte, so leicht loswerden konnte. Jakob beschämt und traurig und doch nicht wagend, der Mutter zu widersprechen, der Better Peter schweigsam wie immer.

Die Wäs hatte gut und reichlich gegessen und nach vollendeter Mahlzeit legte sie sich zu einem Schläschen nieder, wobei sie gleich einschlief und einen sonderbaren Traum hatte, der gewiß etwas zu bedeuten hatte: sie sah sich mit einer Palme in der Hand in einem weißen Gewand angetan, inmitten der Engel singen. Beim Erwachen dachte sie lange über den Traum nach, den sie den Brüdern und Schwestern mitteilen wollte, denn der hatte gewiß etwas zu bedeuten.

Eilig machte sie sich auf und kam, als schon eine ganze Anzahl von Schwestern

und Brüdern versammelt war. Da wurde nun gebetet und gesungen, wobei die Schwester Katrin-Vies wieder so brünstig betete, daß den Brüdern und Schwestern die heißen Tränen über die Backen liefen. Dann wurde gesungen, wobei die Stimme der Schwester Katrin-Vies wieder wie die eines Engels erkante, und dann wurde lange über die Bedeutung des prophetischen Traumes der Schwester Katrin-Vies und über das tausendjährige Reich gesprochen.

Es war schon dunkel, als die Versammlung ausging.

In einer dunklen Nebengasse gestellte sich der Schulmeister zu der Schwester „Schwester“, sagte er, mir scheint, die Sünde sei in euer Haus gezogen, — schien es mir doch, als ob ich eure Magd am späten Abend am Gärtchen vorbeischlüpfen sah. Ehrbare Mädchen sitzen um diese Zeit zu Hause. — und behaltet euer Haus rein, Schwester, denn verdirbt ein räudiges Schaf nicht die ganze Herde? — Unser Jugend ist schwach. — Und beiläufig bemerkte er: „Des reichen Georgjaks Tochter wäre doch ein zu passendes Mädchen für euren Sohn“.

„Oh Schulmeister“ erwiderte freudig die Schwester, — „mein Haus ist rein — ich hab das nixnutzige Ding heut raus gejagt“. — Sie standen noch lange zusammen; beim Auseinandergehen sagte ihm die Schwester: „Mein Alter und der Tab fahren heut auf die „Dirub“, da bin ich halt allein zu Haus, ich ä fürcht mich aber. Will nicht der Herr Schulmeister ein Täschgen Tee bei mir trinken?“ — „Von Herzen gern“, antwortete der Schulmeister: — „ich komme etwas später, wenn Sie ihre Männer schon begleitet haben“.

Es war spät am Abend. Still und frieblich lag das Dorf. Die Lichter in dem Häuschen waren verlöschen und nur der helle Mond beschien die ausgestorbenen Wassen. Da stahl an den Wänden ein Mann daher, es war der Herr Schulmeister, der zur Schwester Katrin-Vies ging, um bei ihr sein Täschgen Tee zu trinken.

Am Ausgang des Dorfes aber sah

man eine Mädchengestalt müden und trostlosen Schrittes dahingehen. Es war das Värbelchen, sie ging heimatlos ihrem Schicksal entgegen. E. P.

Kinder der Strafe.

— Das Kind kann sich zu einem Wunder entwickeln, aber auch zu Grunde gehen“. Wogol.

Ich arbeitete nur einen Monat lang in solch einer Kinderverteilungsanstalt, wo die wilden kleinen Waisen klassifiziert und weiter bestimmt wurden, aber nie werde ich das Schreckliche dieser Tage vergessen.

Zu uns kamen sie gerade von der Strafe, sie wurden täglich auf den Gassen der Hauptstadt aufgesammelt, in unsere Hände übergeben, und wir mußten in einem Monate ihre psychosophsysiologische Pshisognomie kennen lernen, ihre Lasten und Tugenden beobachten ihre Reigungen und Fähigkeiten feststellen. Die Karte, die wir dann ausfüllten, leitete sie weiter, und sie wurden in verschiedene Kinderheime verteilt. Ein großer Prozentsatz wurde für defektiv angesehen, viele aber für sehr begabt. Zu unserer Verfügung waren Apparate und Tabellen da; wir führten Tagebücher für jedes Kind, wir zeichneten verschiedene Diagramme, die das Gedächtnis, die Fortschritte, die Entwicklung angeben sollten. Aber wie hilflos fühlten wir uns doch; diese seelenlose Papiere, die wir aufs Beste zu beantworten suchten, hatten fast nichts gemein mit denen die sie als Paß in die Taschen bekamen. Die Papiere waren weiß, beendet logisch und wissenschaftlich zusammen gestellt, die Kinder — schwarz, unglücklich, nervös, grob, unförmlich und mißtraulich.

Jedes hatte sein warmes Kleid, seinen Mittag, sein reines Bett, aber was jedes in seiner kleinen rauhen Seele trug — war so schwer festzustellen.

Jeden Tag begegnen mich weitaufgerissene Kinderaugen, in denen ich nur dieselbe Neugierigkeit Unsere Tataren sind wieder fort, aus dem Osten Stod, an Hand:

tüchern, auch der Kleine, der dreijährige, samt Kleid und Schuhen“.

Die Straße lodt, und die zurückgebliebenen beneiden die Flüchtlinge, so frei, so öffentlich.

Jede Woche werden sie aufgesucht und in die Verteilungsanstalt gebracht. Weiter kommen sie nicht: ein paar Nächte—und die stummen Kleinen verlassen das Obdach um es auf Hunger, Frost und Obdachlosigkeit zu vertauschen. Zwei Schwestern fallen mir in den Arm. Sie schluchzen: gestern sind sie angekommen, vor Hunger geflohen, im Zuge starb die Mutter, während der Reise. Die Adresse der Verwandten kannten sie nicht, die Mutter nahm sie mit ins Grab, und sie wurden auf dem Bahnhofe aufgefunden und hierher gebracht. Wer wird die Mutter beerdigen? Haus und Hof an der fernem Wolga verlassen, alles verkauft, in die Hauptstadt getrieben um ihre Kinder auf der kalten Straße zu lassen.

„Nach Hause, o nach Hause“. Jammern sie

— Und ich kenne nicht, was ein „Haus“ ist. Mein Vater ist im Kriege getötet worden, und man gab mich in ein Heim, „erzählt ein Kleiner, von einem zum anderen, wandere ich schon“ 10 Jahre. Ich kenne nur Kinder und Treppen, Korridore und Reihen von Betten. Ich möchte so gerne auch ein Haus haben.

— Eben schleichen zwei große Mädchen wieder aus dem Zimmer, keine Worte können sie zurückhalten.— Und finster und ernst sind die Augen des Knaben, der neben mir steht: „O, wie ich sie hasse, alle; überall dieselben Fragen, dieselbe Suppe, dieselben Worte, dieselben Mühen. Ich habe niemanden auf der Welt, ich brauch auch niemand. Die Mutter starb in Katomisch vor Hunger, wir ließen nach Koston. Dort war viel Brot, aber auch große Cholera und der Vater kam um. Ich hörte, das es in Turkestan schön sei. Die Kinderheime wurden dorthin evakuiert. Ich hielt mich am Buffer fest. Man drohte mir: „Ich wde schießen“. Ich erschrak nicht und kam davon. In Tur

kestan brach Malaria aus. Hunderte Kinder blieben auf dem Kirchhofe. Man lud uns auf und brachte uns hierher.

Wozu? Mir ist es einerlei, wo ich umkomme“.

„Ob ich an Gott glaube?“ — lacht mich ein anderer hell an: „Ja wenn sie ahnen könnten, was ich in meinem Leben durchgemacht habe (13 Jahre!) — stellen sie diese Fragen nicht. Ich verfluche die Welt, das Leben, alle Menschen“.

Und er drehte mir den Rücken.

— Was fragen sie nach meinen Eltern?“ fuhr ein zwölfjähriges Mädchen auf: „Ja, sie waren Diebe, stets betrunken, stets grob. Sie hungerten das ganze Leben. Ja, auch verrückte gab es unter uns! Und ich gehe meines Weges. Ich werde auch in den Straßen stehen. Ich brauche eure guten Worte nicht“.

Ich rief sie schon unter Tränen.

Wieviel Arbeit, wieviel Liebe, wieviel unaufhörlicher Aufmerksamkeit muß ihnen geschenkt werden, um sie nach vier—fünf Jahren im reinen Kinderheim zu begegnen, wo sie lächeln, gesund und ernst ihre Arbeiten zeigen. Es sind andere Menschen geworden, sie haben ein Ideal, sie ehren ihre roten Tüchlein, das Leben kommt ihnen nicht mehr wie eine Wüste vor, wo ihre Eltern umkommen, verhungern, sterben und laufen.

Jetzt wissen sie, was sie wollen und welches Weges sie gehn.

Sind es wirklich dieselben wilden Waisen, die aus den Betten liefen, um auf die Straße zu eilen.

Ich erinnere mich an den kleinen bucklichten Karl, der immer stumm, traurig und brav war. Ich trat oft an „sein Bettchen, um ihm, beim weggehen eine Nähcherei in die Hand zu drücken. Das Leben nahm ihm alles, selbst die Gesundheit und die Kindheit. Und wie leuchteten in der Dunkelheit vor Freude und Dankbarkeit seine Augen auf!

Und damals kam mir der Gedanke, daß alle diese kleinen wilden Seelen auch solche Krüppel sind. Und würden sie nicht alle so still aufleuchten, wenn man ihnen

ein Etwas unbemerkt ins Herz fallen ließe.

Vielleicht würden sie nicht so leidenschaftlich ausschreien: „Ich brauch Eure guten Worte nicht.“ J. W.

Der blinde Jakob

Wer vor Jahren schon mal die Brücke über den Karaman zu Lilienfeld passieren mußte, der wird den blinden Jakob gekannt haben, denn auf dieser Brücke saß er fast Tag und Nacht und fischte. Wenn er gleich blind war, fing er doch mehr Fische als mancher Sehende; ich habe selber oft neben ihm gefessen und gefischt und oftmals nichts gefangen, während der blinde Jakob mit seinem „Hebgarn“ einen Fisch besser als den anderen herauszog.

Sehr gut waren bei dem blinden Jakob Gefühl und Gehör entwickelt, sodaß er leicht spürte, wenn ein Fisch auf sein Hebgarn kam; nur irrte er sich manchmal wenn ein gewöhnlicher „Bachfisch“ (etwas länger als eine Männerhand) still im Garn lag und nicht zerrte, sodaß er den selben für ein kleines Fischchen hielt und ihn gar nicht herauszog.

Außerdem gingen ihm manche Fische verloren wenn er allein auf der Brücke fischte, denn wenn er die Fische mit dem Hebgarn ans Land gebracht hatte, mußte er nun umhertasten, um sie zu finden, daß dabei aber manche entwischen konnten, ist ganz natürlich.

Auch wurden ihm manchmal Fische gestohlen, was ganz gewiß ein großes Verbrechen von seiten der Uebelthäter war, denn der blinde Jakob war arm und mußte für sich mit seinem nicht ganz normalen Vater kümmerlich das tägliche Brot verdienen. Das alles aber nahm ihm niemals die Lust zum Fischen. Tagelang konnte man ihn am Karaman auf der Hude sitzen sehen.

Das Essen wurde ihm von seinem Vater oder von seiner Schwester gebracht, die dann auch die gefangenen Fische mit nach Hause nahmen.

Interessant war es mit dem blinden Jakob sich ins Gespräch zu begeben, denn nach seinen Gesprächen zu urteilen, hätte man ihn gar nicht für einen Blinden halten können. So erzählte er: wie ein Hecht, wie ein halber Arm lang, ungefähr 10 Faden weit von ihm weg, im Wasser geschlagen habe, wie eine graue Ente dicht am Land herumgepatzelt und ihm die Fische verjagt habe und ähnliches, obgleich mit Bestimmtheit gesagt werden kann, daß der Blinde weder die Sorte, noch die Größe des Fisches, weder die Farbe der Ente erkennen konnte. Daß dem so ist, beweist, daß er manchmal einen ins Wasser geworfenen Stein für einen schlagenden Fisch hielt. Wenn aber paar Frösche hintereinander vom Ufer ins Wasser hüpfen und der Blinde wußte daß jemand in der Nähe war, fing er über diesen an zu schimpfen und zu toben, was das Geschick hielt: was dem „Feuergläubiggenwetter“ . . . fehle, daß er die Leute nicht in Ruhe lassen könne und Steine ins Wasser werfen müsse usw.

Natürlich dem Blinden war es nicht zu verdenken, wenn er einen Unschuldigen beschuldigte, denn an Unverschämtheit fehlte es, besonders „bei den lebigen Burschen, nicht, — den armen Jakob bei seiner Fischerei zu stören und ihm Steine ins Hebgarn zu werfen. Und wehe dem, der bei seiner Unverschämtheit vom alten Simon (der Vater des blinden Jakob) unversehens erlappt wurde, derjenige kam so billig nicht durch, worüber sich dann der blinde Jakob siegesstroh auslachte; danach zündete er seine Pfeife an und setzte seine Fischerei fort.

So verging bei dem blinden Jakob seelenvergnügt ein Jahr um das andere, immer war er zufrieden; bis endlich die Hungerszeit auch ihn mitfortgerafft hat.

E. K.—Urka.

